

„Wir sind wie ein trojanisches Pferd“

Katja de Bragança über ihrer Tätigkeit als Chefredakteurin von „Ohrenkuss“, Journalisten mit Down-Syndrom, den Erfolg monothematischer Magazine und ihr ganz persönliches Paradies

Interview: Sascha Stienen, Bonn

BONN. Journalisten mit Down-Syndrom füllen seit mehr als elf Jahren zweimal im Jahr das Magazin „Ohrenkuss“ mit Leben. Chefredakteurin Katja de Bragança sprach mit Sascha Stienen über die Arbeit mit ihren Redaktionskollegen, ihre Erfolgsstrategie und das Thema der neusten Ausgabe.

Frage: Seit elf Jahren leiten Sie die Ohrenkuss-Redaktion. Für eine Chefredakteurin ist das eine lange Zeit. Warum machen Sie diese Arbeit immer noch?

Katja de Bragança: Es hat mit der Entstehungsgeschichte zu tun. Ohrenkuss ist im Rahmen eines Forschungsprojektes entstanden. Als Wissenschaftler stellt man sich Fragen. Was wir wissen und erreichen wollten, hat zehn Jahre gebraucht. Der zweite Grund: Wenn man etwas so Bizarres entwickelt, ist es ganz schwer, sich selbst zu ersetzen. Wenn ich morgen tot umfalle, soll das Projekt nicht mit sterben. Man hat ja sehr viel Herrschaftswissen. Ich versuche seit der Mongolei-Reise vor einigen Jahren meinen Kopf so zu sortieren, dass ich die Struktur jemand anderem vermitteln kann. Der Nachfolger sollte in seinem Stil weitermachen können. Außerdem: Das Projekt öffnet mir Türen, in die ich nie hineingekommen wäre ohne meine Autorenkollegen. Wir sind ein trojanisches Pferd, das auch noch eingeladen wird. Man erfährt Dinge, lernt Orte kennen, ist willkommen. Das ist wie eine Droge. Man will das immer wieder haben.

Frage: Die Kollegen aus der Redaktion haben einen anderen Blick als

„gewöhnliche“ Journalisten. Was macht die Arbeit mit ihnen so besonders?

Katja de Bragança: Sie überlegen nicht lange, sondern sind sofort bereit, etwas Neues kennen zu lernen. Sie sind neugierig, nur anders als wir. Sie sind sehr interessiert und aufnahmefähig wie ein Schwamm für alles, was außerhalb ihrer Lebenswirklichkeit ist. Wer geht sonst schon freiwillig ins Historische Grüne Gewölbe in Dresden, wenn er nicht völlig durchgeknallt ist und sich sowieso dafür interessiert? Einige wissen, sie schreiben darüber für den Leser. Sie sind wie ein Medium, die nehmen das dann auf und schreiben das in ihr Logbuch. Und das können die Leser von Ohrenkuss nachempfinden. Rosanna D'Ortona macht die Textredaktion. Gemeinsam lassen wir die Leser teilhaben am Erleben der Journalisten.

Es gibt auch richtig vorbereitete Rechercheterminale wie den mit dem Amerikanistik-Professor Depkat zur Ausgabe „Traum“. Die Autoren mussten sich dann Fragen überlegen a) die nur er beantworten konnte und b) was sie schon immer wissen wollten und c) was die Leser von Ohrenkuss interessieren könnte und d) alles zum Thema „Ich habe einen Traum“. Wir hatten Glück, dass Anna Lisa Plettenberg in der Schule gerade die USA durchnahm. Die war voll fit. Dem Professor hat gut gefallen, dass alle so gut vorbereitet waren. Er gehört zu den außergewöhnlichen Menschen, die versuchen so zu reden, dass sie ihn verstehen. Ansonsten machen wir auch Exkursionen wie den Besuch beim Bonner Orgelbauer Klais, und danach schreiben wir darüber. Dann werden

Sachen, die unsere Autoren erfragt und erlebt haben, nachher neu in ihrem Kopf gemischt. Ihnen gefällt, dass man sich dafür interessiert, was sie denken. Das ist das Besondere an Ohrenkuss, dass Leute gerne lesen, was sie schreiben. Früher war das so: „Ah, ein Mongo schreibt, das ist aber interessant. Der kann drei Wörter aneinanderreihen.“ Inzwischen gibt es Leser, die Lieblingsautoren haben und die Welt durch deren Augen sehen wollen.

Frage: Bei meiner Schreibassistenz für Marc Lohmann und Marcus Langens habe ich gemerkt: Die Autoren sind sehr poetisch. Das hat Tiefgang, und an der Oberfläche wird ganz viel sichtbar, was in den Menschen vorgeht.

Katja de Bragança: Die Talente der Autoren sind sehr vielfältig. Marc und Marcus haben diese poetische Ader. Dann gibt es welche, die sind sehr pragmatisch und eher begabt für Recherche, die können gut abstrahieren. Da geht die Poesie gegen Null. Marc ist einer meiner Favoriten, der kann Sachen visualisieren. Wir haben „Spiel mir das Lied vom Tod“ angehört, und Marc gehörte zu den wenigen, die das Stück nicht kannten und auch den Film nicht. Der hat keine Wüste oder Prärie gesehen, sondern eine Meereslandschaft, er hat die ganze Musik beschrieben mit Wasser und Meer. Das war ein gewinnender Moment. Und der Text ist der Hammer. Wenn Morricone das lesen würde, wäre er zutiefst bewegt, wie jemand diese Musik übersetzen kann in eine andere Landschaft. Michaela Koenig dagegen, die kann bei Podiumsdiskussionen dabei sein und auf ihre Rechte pochen, auf Gleichberechtigung und so was alles. Das interessiert Marc dann gar nicht, weil er nicht das politische Bewusstsein hat. Aber das haben Millionen Menschen ohne Down-Syndrom auch nicht.

Frage: Trotz der Arbeit der Ohrenkuss-Redaktion gibt es eine Menge Vorurteile gegenüber Menschen mit Down-Syndrom, zum Beispiel dass sie nicht lesen und nicht schreiben können.

Katja de Bragança: Ich glaube, das ist menschlich. Wenn wir keine Vorurteile hätten, würden wir durchdrehen. Das trifft auch alle anderen Menschen, von denen man glaubt, dass sie anders sind. Man muss ein Merkmal am anderen wahrnehmen, um ihn als anders wahrzunehmen. Das Wichtige ist, dass man sich nicht darüber aufregt und jemanden verurteilt, weil er ein Vorurteil hat. Das eigentliche Problem entsteht dann, wenn Vorurteile unveränderbar bleiben oder sich verstärken. Diese starre Weltsicht schafft eine Erwartungsstruktur, die eine Gruppe mit einem bestimmten Merkmal einzwängt. Weil das häufig so ist, gab es für die Frauen lange kein Wahlrecht. Man darf gar nicht mehr in Frage stellen, dass jemand lesen und schreiben lernen kann, wenn er das will. Die Alten mit Down-Syndrom wie Horst haben nie Lesen und Schreiben gelernt, weil man das nicht für nötig gehalten hat. Horst hätte dasselbe Recht haben sollen, so selbstverständlich wie jeder andere. Wie kommt jemand dazu zu sagen: Der darf nicht heiraten, weil er schwul ist oder eine türkische Frau oder ein Mensch mit Down-Syndrom? Das ist eine Frechheit. Dank Ohrenkuss kann heute keiner mehr in Deutschland über Menschen mit Down-Syndrom schreiben, dass sie nicht lesen und schreiben können.

Frage: Die Ohrenkuss-Magazine handeln von Themen, die jeden interessieren wie Liebe, Traum oder Arbeit. Der monothematische Ansatz ist auch eine Erfolgsstrategie anderer Magazine, die am Markt derzeit ganz gut überleben, wie Dummy oder Brandeins. Wie sehen Sie das?

Katja de Bragança: Wir fühlen uns verbunden mit diesen Medienmachern, auch mit denen von Mare. Das Down-Syndrom ist bei Ohrenkuss wie das Wasser im

Meer, das immer da ist. Man muss nicht jedes Mal seitenlang über Wasser schreiben. Unsere Magazine haben spannende Einzelthemen. Das ist das Prinzip.

Frage: 2001 stand das Projekt kurz vor dem Aus, weil Geld und Abos fehlten. Wie sieht es heute aus?

Katja de Bragança: Zwei Jahre lang war es Teil eines Forschungsprojektes. Da hatten wir genug Geld. Das war ein bisschen wie Kaufmannsladen: Wir haben den Versand selbst gemacht, Autoren haben Briefmarken geklebt und Umschläge zur Post gebracht. Wir hatten nur 160 Abonnenten. Die restliche Auflage wurde verwendet zu PR-Zwecken. Als zwei Jahre um waren, wollte ich als Leiterin des Forschungsprojektes wieder an die Uni, am liebsten wieder ins Labor. Doch Angela Fritzen (eine Autorin der ersten Stunde, Anm. der Redaktion) meinte: „Eine Zeitung mit vier Ausgaben, das ist doch nix.“ Recht hatte sie. Da war mir klar, dass es nicht nur darum ging, meinen Kollegen aus der Humangenetik zu beweisen, dass Menschen mit Down-Syndrom lesen und schreiben können; in dem Moment, wo was gedruckt ist, glauben die Menschen das nämlich.

Jedenfalls waren das Sekunden, die mein Leben geändert haben. Das neue Ziel lautete: Wenn wir in einem Jahr 1.000 Abonnenten haben, dann machen wir weiter. Dann gibt es einen Bedarf, dann gibt es Leser. Ein Dreivierteljahr später hatten wir tausend Abos. Da war klar: Wir machen weiter, und wir müssen die Zahl verdoppeln. Ich hatte keine Ahnung, wie man eine Zeitung leitet, die immer größer wird. Momentan haben wir 3.000 Abonnenten, und davon können wir auch die laufenden Kosten zahlen. Schwachstelle sind die Personalkosten. Ich würde gerne 5.000 Abonnenten haben, dann könnte ich meine Kollegin Rosanna ihrer Leistung entsprechend bezahlen – und auch mich. Ich habe das all die Jahre finanziert, indem ich einen anderen Job als Broterwerb hatte. Das hat es uns ermöglicht, Ohrenkuss so exklusiv und ohne Kompromisse zu machen. Wir kommen ja auch ohne Werbung aus. Ich bin so froh, dass wir werbefreie Zone sind, auch auf der Website. Das ist eine Erholung, die viele Leute honorieren.

Frage: Ohrenkuss ist ein Magazin in Hochglanzoptik mit sehr schönen Fotos. Darf Qualität ruhig etwas mehr kosten?

Katja de Bragança: Ja, der Preis stimmt. Die Fotos sind von entscheidender Wichtigkeit. Vor 15 Jahren sind Paare, die ein Kind mit Down-Syndrom erwarteten, in die Bücherei gerannt und haben medizinische Lexika ausgeliehen und darin fürchterliche Bilder gesehen. Das war so schrecklich, wie die dargestellt wurden. Das hatte diese Polizei- oder KZ-Ästhetik: Messlatte, Kachelwand, Rippstrickunterhemd, hässlich fotografierte Gesichter. Bilder spiegeln wider, wie du gesehen wirst, das ist immer dieses Wechselspiel. Ich kenne viele Publikationen aus der Behindertenszene, die sahen vor zehn Jahren richtig mies aus. Das war Selbstdiskriminierung. Das war ein Nebeneffekt von Ohrenkuss, dass wir die Kollegen unter Zugzwang gesetzt haben, die gesagt haben: „Wir können die Fotografen nicht zahlen.“ Wir auch nicht, aber die sind trotzdem bei uns drin. Es kommt immer darauf an, wie viel einem die Sachen wert sind. Wenn man ein Auto vermarktet, werden ja auch tolle Fotos davon gemacht. Es kommt darauf an, wie man etwas darstellt. Meine Lieblingsbehinderten wie Mosche Dajan oder Kater Karlo mit seinem Holzbein oder Käpt'n Hook mit seinem Haken – das sind ja auch richtig coole Leute.

Frage: Es geht also darum, das Andere nicht als Makel, sondern als Besonderheit zu betrachten.

Antwort: Es kommt darauf an, wie man sich präsentiert. Wenn du beispielsweise eine Gruppe junger Menschen mit zu kurzen Hosen, farbigen Socken und

Kinderpullis mit Applikationen darauf Hand in Hand mit Erwachsenen deiner Größe durch die Stadt laufen siehst, weißt du doch sofort: Das ist eine Behindertengruppe. So würdest du deine eigenen Kinder nie rumlaufen lassen. Das ist so respektlos. Das sind Leute, die sind erwachsen und werden in dieser Kinderschublade gehalten. Das hat mit fehlendem Respekt zu tun.

Unsere Bilder sind richtig cool. Das gipfelte in der Ausgabe „Mode“, als jemand sagte: „Warum sehe ich nicht so gut aus?“ Dieses Gefühl sollte in einem hoch kriechen: Der sieht aber gut aus, wie hat der das gemacht? Hinzukommt, dass Ohrenkuss von vielen Ärzten benutzt wird in Beratungssituationen. Ich wünsche mir, dass jeder Arzt einen Ohrenkuss in der Schublade hat. Auf unseren Bildern sind die Autoren immer beschäftigt und konzentriert – nie abgeschlafft. Jemand mit Down-Syndrom wirkt in Entspannung gleich blöde. Deswegen sind die Bilder so konzeptioniert, dass sie wach sind und zuhören. Das impliziert für den Betrachter: Der hat was im Kopf.

Frage: Einer hat mal was über einen Banküberfall geschrieben.

Katja de Bragança: Ich glaube Julian Göpel in „Jenseits von Gut und Böse“. Da haben wir mit der Polizei in Bonn zusammengearbeitet, das war ganz toll. Die haben Schießtraining gemacht und haben überlegt, wie man einen Mord begehen würde, wenn man sicher wäre, dass man nicht erwischt wird. Am Anfang fanden unsere Autoren den Gedanken empörend. Danach sind aber Sachen dabei rumgekommen, dass sogar der Polizist schockiert war. Das gehört einfach auch zum Spektrum des menschlichen Denkens.

Frage: Die Pränataldiagnostik hat dazu geführt, dass immer mehr Kinder mit Down-Syndrom abgetrieben werden. Andererseits ermöglicht der medizinische Fortschritt den Menschen mit Trisomie 21 ein besseres Leben als je zuvor. Was halten Sie von diesem Paradox?

Katja de Bragança: Wir kennen die Zahlen nicht, denn wir haben in Deutschland kein Register, das erfasst, wie viele Menschen mit Down-Syndrom geboren werden. Nach einer neuen Studie aus England soll die Akzeptanz größer sein, ein Kind mit Down-Syndrom zu bekommen. Wohl auch, weil man sich heute nicht mehr verstecken muss und weil es bessere Versorgungsmöglichkeiten gibt. Die Menschen werden zudem immer informierter, auch durch das Internet.

Trotzdem: Man würde sie alle erwischen, wenn man jede schwangere Frau screenen würde. Und wer will das? Derjenige, der daran verdient. Die Gynäkologen.

Frage: Uns ist es bei zwei Schwangerschaften angeboten worden.

Katja de Bragança: Das wird aus vielen Gründen angeboten...

Frage: Und wenn dann was auffällt, ist man nicht mehr weit davon weg zu sagen: Wir brechen die Schwangerschaft ab.

Katja de Bragança: Schlimm ist die Aufruhr unter den Frauen, die einen Verdachtsmoment haben. Es ist der reinste Horror. Ich glaube, was dadurch losgetreten wird, ist eine irrationale Sache mit ganz vielen Ängsten. Jeder möchte ein gesundes Kind haben. Was wäre, wenn keiner auf die Idee kommen würde, das Down-Syndrom als krank anzusehen? Der Begriff „krank“ stigmatisiert schon. Das ist eine große politische Problematik, was man als krank ansieht. Wir sagen: Jemand mit Down-Syndrom ist krank, wenn er einen Herzfehler hat. Da reden wir viel mit unseren Autoren drüber. Wenn die sagen: „Ich habe eine Krankheit“, dann sage ich: „Das stimmt nicht“. Syndrom heißt, dass man vieles haben kann, aber nicht jeder von ihnen hat es. Sich selbst so differenziert zu sehen, ist ganz wichtig.

Frage: Unsere Gesellschaft neigt dazu, möglichst viele Risiken ausschließen zu wollen. Das Down-Syndrom wird als Risiko begriffen, dabei ist gar nicht klar, ob ein Leben mit einem Kind, das gesund ist, wesentlich glücklicher verläuft. Oder?
 Katja de Bragança: Risiko und Glück sind zwei verschiedene Sachen. Das wird oft gleichgesetzt – das ist das Problem. Nur zehn Prozent aller Behinderungen sind von Geburt an da, Geburtsfehler inklusive. Das Down-Syndrom ist so eine Art Paradedepp. Man kann diese Menschen permanent erkennen: auf der Straße, im Kindergarten oder bereits vorgeburtlich. Die Haltung „Ich habe die diese oder jene Untersuchungen gemacht, jetzt wird mein Kind gesund sein“ geht von einer Art magischen Denkens aus – und zeugt nur davon, dass vieles leider nicht verstanden worden ist. Dabei zeigt die Untersuchung ja nur, ob es das Down-Syndrom hat. Die Frauen meinen „Ich rauche ja nicht, trinke keinen Alkohol, hab die Amniozentese gemacht, wir gehen in Kirche, und mein Mann trägt jetzt mal die schweren Einkaufstaschen tragen, und und und...“ Das ist schon fast wie Voodoo, Wunschdenken: Man möchte alles im Leben genau so planen wie es erwartet wird...

Frage: Trotzdem gibt es keine hundertprozentige Garantie.

Katja de Bragança: Nein, gibt es natürlich nicht. In 95 Prozent der Fälle müsste man gar nicht untersuchen. Um die paar Ungeborenen mit Down-Syndrom zu erwischen, macht man eine Amniozentese und nimmt das Eingriffsrisiko in Kauf. Man riskiert dabei das Leben von Kindern, die nichts haben, um soundso viele mit Down-Syndrom zu erwischen. Das ist eine Denkstruktur wie im Fotolabor, wo man auf Ausschuss arbeitet.

Frage: Die nächste Ausgabe von Ohrenkuss heißt „Paradies“. Was ist für Sie das Paradies?

Katja de Bragança: Vorgestern war es, in der Hängematte zu liegen. Schönes Wetter, Campari-Orange mit frisch gepresstem O-Saft gebracht zu bekommen, ein gutes Buch zu lesen und wirklich keinen Termin zu haben. Das ist mein privates Paradies. Was mein Motor ist: Ich bin selbst in zwei Kulturen aufgewachsen, und ich merke, dass es mich quält, wie es hier so ist. Ich fühle mich wohler in Städten wie London, wo ganz unterschiedliche Menschen leben. Ich möchte gern in einer Welt leben, in der Menschen, die anders sind, nicht auffallen, und zwar nicht weil alle gleich aussehen, sondern weil man denkt: coole Frisur, schönes Tattoo, ach: einer mit Down-Syndrom. Schön wäre ein Panoptikum fast wie in „Krieg der Sterne“. Da gibt's auf dem einen Planeten eine Kneipe, wo die unterschiedlichen Kreaturen, bizarre fremde Gestalten, Menschen, seltsame Insekten, Säugetiere und interessante Meereswesen zusammen stehen und trinken. Das ist meine Vorstellung von Paradies, wo Leute selbstbewusst, so wie sie sind, durch die Gegend laufen können. Ich liebe die Unterschiede und den Reichtum, der in der Unterschiedlichkeit liegt.

Zur Person:

Katja de Bragança wurde 1959 in Norddeutschland geboren und wuchs im indischen Bundesstaat Goa auf. Seit den 1970er-Jahren lebt die Tochter eines Inders und einer Deutschen in Deutschland, gegenwärtig in Bonn-Oberkassel. Die promovierte Diplom-Biologin hat mehr als zehn Jahre in der Bonner Humangenetik gearbeitet, danach vier Jahre im Institut für Medizinische Parasitologie und anschließend zwei Jahre im medizinhistorischen Institut der Uni Bonn. Seit gut elf Jahren ist sie Chefredakteurin von Ohrenkuss und Mitinhaberin der downtown werkstatt für Kultur und Wissenschaft. Katja de Bragança hat vier eigene Kinder im Alter von 15 bis 27 Jahren, seit Anfang 2008 gibt es das Enkelkind mit Down-Syndrom namens Matteo in der Großfamilie. sas